

Jonas Truttmann. Erstes Kapitel - Zweites Kapitel

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **36 (1932-1933)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661520>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 1. Oktober 1932

Heft 1

Wie herrli schön . . !

Wie herrli schön isch doch die Wält,
Zust grad as sunnigst Plätzli gstellt!
Wie schwer sind nüd die Garbel!
Wie das uf dene Matte zündt!
Rot, gäl und blau, o wie das schint!
All Rägebogefarbe!

Wie herrli wär's erst z'läbe druf!
E Freud, es Glück wär jede Schnuf,
Es Fäffli jede Morge.
Ihr arme, dumme Mäntsche=n=ihr,
Was händ er d'Bei enand so für
Und mached i nu Sorge!

Bum Garfe blüeht käs Beffli meh.
Uf allne Matte lid en Schnee,
Es Chrüz vor allne Türe.
Wie herrli wär's am vollne Tisch,
Statt daß nu d'Sunne Meister isch,
Heißt's jek, am Schatte früre.

O Herrgott, wänn i's eso chönnt,
I nähm de Teig nomal i d'Händ
Und würd en anderst chnätte.
I chehrte zähmal hin und her,
Und miech, wänn 's Zächist dusse wär,
E frisch Umelette.

I wett kä suri Gfichter gseh,
Kä Schlich und Ränk und Falle meh,
Und jedem dörrf' me troue.
Und jede wär en wahre Held.
Wie herrli schön wär sone Wält!
Do chönnt me Hüser boue! Ernst Schmann.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Zahn.

Erstes Kapitel.

Und Menschen stehen
Wie hinter Gittern. —
Frühlinge wehen,
Sommer gewittern,
Glück fällt zur Erde,
Liebe jauchzt Vieder,
Fromm läßt am Herde
Friede sich nieder.
Die weite Welt ist

Blütendurchregnet,
Die ganze Welt ist
Freudegesegnet.
Und Menschen stehen
Wie hinter Gittern,
Sorgen und sehen,
Warten und zittern,
Von Neid geschüttelt, von Gier gezerret,
Von den Tischen des Lebens ausgesperrt.

Jonas Truttmann, der Knabe, reichte in der Seewiese beim Schütteln und Pflücken der Apfel Hand. Seine Hilfe war klein wie er sel-

ber. Der große Bruder, der Moos, der Soldat, wie er allgemein hieß, weil er der erste war, der nun aus dem „Seegut“, dem Truttmann-

sehen Landbesitz, unter die Rekruten gegangen war, stand im schwarzen Baumgeäst und schüttele. Auch Geni, der zweite Bruder und nur ein Jahr älter als der zwölfjährige Jonas, kletterte dort irgendwo herum, während die Serafina, die sechzehnjährige Schwester, unten in der Wiese in Gesellschaft der stämmigen Mutter das Zusammenlesen und das Abnehmen und Ausleeren der Pflücksäcke besorgte. Der Baum ächzte und bog sich unter Alois Truttmanns schweren Schuhen und noch schwereren Gliedern. Manchmal schrie er sogar, und es frachte gefährlich in einem dünneren Aste, auf den der junge Bauer sich hinauswagte. Dann lachte Geni aus irgendeinem Laubversteck hervor und streckte seinen runden gesunden Kopf.

„Du geheist sicher noch herunter, Wisi, und brichst dir deine Gehhölzer wie der Zwissighans letzte Woche,“ neckte er.

„Kannst lang warten,“ gab die tiefe, raube Stimme des Alois zurück.

Die Mutter warf auch etwa ein derbes Wort dazwischen: „Er muß es selber haben, wenn er so dumm ist.“

Dann wollte auch Serafina dabei sein und sagte: „Wenn man dich da oben hocken sieht, Wisi, weiß man nicht, was Holz und was Mensch ist, es ist alles gleich knorrig.“

Sie waren eine raube Sippe. Das lag in ihren Worten, die das Wüste nicht mieden, ebenso wie in ihrem Wesen, und wie sie bei ihrer Arbeit derb zupackten, Baum, Säcke, Frucht mit braunen Fäusten zerrend und meisternd. Und wie sie mit dem Baum und toten Handwerkszeug umgingen, so behandelten sie einander. Es lag in ihrem Betragen gegeneinander die Rücksichtslosigkeit der Natur, in der sie aufgewachsen waren, des Sturms, der ihre Hütte schüttele, des langen Winters, der sie in niedere, dumpfe Stuben sperrete, und des fargen Bodens, dem sie ihr Brot entreißen mußten.

Der Knabe Jonas schlich zwischen den zwei stämmigen Frauen — denn auch die Serafina hatte schon breite Hüften und einen prallen Busen, der an der braunen Jacke keine Falte ließ — als ein ganz aus der Art geschlagenes Stück Mensch herum. Er war weiß und schmalwangig wie ein Stadtmädchen, und wo die nackten Füße und Gelenke ungewaschen aus der zerfetzten Hose traten, fielen sie durch ihre Barttheit, die fast etwas Unnatürliches hatte, auf. „Zu verwundern ist das nicht,“ hatte Frau

Marie Truttmann gesagt, als sie den Jonas sechs Monate nach dem Tode ihres Mannes unter wahnsinnigen Schmerzen zur Welt gebracht und die Hebamme ihr das elende Würmlein gezeigt hatte. Sie hatte nach dem Tode des Mannes doppelte Arbeit leisten müssen. Das Kind war ihr, der Alternden, ungelegen gekommen und zu rasch hinter dem Geni. Dann war ein körperliches Übelbefinden hinzugekommen, ein Widerwille gegen alle Nahrung und eine fast völlige Schlaflosigkeit, die während der Monate vor der Geburt an ihren letzten Kräften gezehrt hatte. Das Ergebnis war ein Glendkind gewesen, zu schlecht zum Leben und zu gut zum Sterben. Ein Wunder, daß der Jonas schließlich durchgekommen war. Besonders leicht hatte man ihm das nicht gemacht; denn es hatte im Hause niemand groß Zeit und Lust für ihn und seine Pflege gehabt. Aber da war er nun einmal, und sie hatten sich auch an ihn gewöhnt und ließen ihn neben sich aufwachsen als ein Stück Alltag, über das sie ebensowenig nachdachten wie über diesen selbst. Jonas verlangte nichts anderes, wußte von nichts anderem. Wenn die Geschwister oder die Mutter ihn mit den Ellbogen oder selbst einem Schuh beiseite stießen, wo er ihnen einmal in den Füßen stand, so nahm er das hin. Hatte es ihm zufällig weh getan, heulte er vielleicht auf wie ein getretener Hund oder verbiß und verwürgte das Weinen im Troß, aber daß etwas anders oder besser sein könnte, das fiel ihm nicht ein. Wenn es kalt war, fror er mehr als die gut fettgepolsterten anderen. Ein jäher Witterungsumschlag machte ihn immer gleich halb krank, während die anderen gesund blieben. Aber auch das bedachte er nicht, weil er eben ans Denken nicht gewöhnt war.

Heute empfand er indessen doch einen Unterschied schmerzlich, der zwischen den Brüdern und ihm war. Er wäre auch gern in den Baum hinaufgeklettert. Es schien ihm eigentlich Weibersache zu sein, am Boden zu kleben und aufzulesen. Sein Gelüsten war aber mit Angst gemischt, und mit besonderem Unbehagen erwartete er den Augenblick, in dem Geni, der Fopp- und Spottbruder, ihn wieder hänseln würde, weil er bei der Kletterfrescheit wie bei so mancher anderen nicht mittat oder mittun konnte. Er ließ, während er still und kleinlaut herumging, seine großen dunkeln Augen heimlich hierhin und dorthin flitzen, immer gewärtig, daß eines

sein Unvermögen, oben im Baum mit dabei zu sein, merken könne.

Siehe, da hatte ihn der Geni auch schon beim Schopf.

„Geda, du Regenwurm, freuchst wieder am Boden?“ rief er aus der Baumkrone herunter. „Komm doch auch da herauf, wenn du nicht zu faul bist.“

„Das kann er doch nicht,“ nahm Alois die Rede auf. Er lachte kurz und spöttisch dazu.

Dem Jonas flog eine Röte in die mehlweißen Backen.

Die Serafina meinte: „Probieren geht über Studieren. Ich kann ihn euch ja einmal hinaufbieten.“

Damit streckte sie die prallen nackten Arme nach dem Bruderschwächling aus.

Der entzog sich ihr.

„Da komme ich schon noch selber hinauf,“ prahlte er mit immer noch von leiser Feigheit durchsetztem Troß.

Dann umklammerte er den rauen Baumstamm, der ihn mit scharfer Rinde durch die rissige Hose stach, mit seinen Rehstedenarmen. Er gelangte ein Stück gegen die Krone hinauf, würde sich aber wohl kaum auf den ersten Ast hinauf haben arbeiten können, wenn ihm nicht die Schwester die Hand unters Sitzgestell geschoben und Geni von oben gezogen hätte. So erreichte er einen Stütz- und Sitzpunkt und sah mit einiger Überraschung, wie hoch er über den Boden gelangt war.

„Bis er herunterfällt,“ redete unten die fleißige Mutter vor sich hin. Sie sagte es ohne jede innere Teilnahme, obschon sie es für einen Unsinn hielt, daß der Bub da oben saß.

Indessen nahm die Pflückarbeit ihren Fortgang.

Jonas hockte auf seinem Ast und ließ die Beine herunterhängen.

„Festgeleimt ist er,“ neckte Geni. Aber dann lenkte irgendein schöner Apfel, der weit draußen hing, seine Aufmerksamkeit ab, und Jonas hatte seine Ruhe.

Der Schwächling schaute sich um. Mit dem Rücken gegen den Stamm gelehnt, fühlte er sich sicherer. Es fing sogar an, ihm auf dem Aste zu gefallen. Er saß kaum zwei Meter über dem Boden, aber was er unten nicht beachtet hatte, das fiel ihm hier auf, daß heute ein Tag war, dem alle Fenster bligten. Durch das Geäst sah

er gerade in den blauen Seespiegel hinein, der reglos und weich am Saum der grünen Matte leuchtete. Das kleine blaue Wasser lag eingebettet zwischen die sanft ansteigenden Wiesen. Auf drei Seiten waren seine Ufer sumpfig, aber es wuchs wunderbares seltenes Blumenzeug darauf. Ein grauer Rauen schaute aus dem Schilf hervor, ein altes, brüchiges Fahrzeug, das aussah, als stamme es noch aus der Pfahlbauzeit, obgleich der alte Christen, der Fischer, noch jetzt jeden Abend darin hinausruderte. Kleine Fußwege liefen da und dort durch die Wiesen. Das hohe Gras verbarg sie manchmal ganz. Bäume von ebenso altem, verwittertem Holz wie der alte Rauen säumten sie.

Jonas schien es, als hätte die ganze Umwelt überhaupt nur zwei Farben; denn kleine Abwechslungen wie das Grau des Holzes und das Bunt der Äpfel gingen unter in dem mächtigen, leuchtenden Wiesengrün und dem sengenden, heißen, tiefen Blau des Sees und des alles überspannenden Himmels. Wundervolle Zartheit der Linien war dort, wo Grün und Blau sich trafen, insbesondere, wo die Hügelhänge der Hochebene zu Berglehnen wurden und hinaufzüngelten bis an die Spitzen und Backen des Buven, des Wildhorns und anderer Felsenkerle, die jetzt im Hochsommer ihren letzten Schnee verloren und sich die grünen Seidendecken der Matten bis an die grauen Ohren hinaufgezogen hatten.

Der Knabe verlor sich in den Anblick jener Höhen. Vielleicht war es unbewußte Andacht, vielleicht auch nur eine Art dumpfe Erschöpfung nach der Anstrengung des Kletterns oder eine Schläfrigkeit, in die das Summen der Insekten in Baum und Matte und das heiße, in das Gezweig dringende Licht der Sonne ihn versetzten, was ihn so selbstvergessen hinausstaunen ließ. So wach jedenfalls war er, daß er sich an die hohen weißen Gipfel erinnerte, die ganze gewaltige Welt des Hochgebirgs, die hinter den grünen Halden heraufwuchs, wenn man sie auch just von der Stelle aus, wo er sich befand, nicht sehen konnte, und daß er sich sagte, heute müßten die Firne und Backen besonders heiß und blendend brennen.

Nun drehte er sich ein wenig auf seinem Sitz und suchte zur Rechten das Dorf Bergseeon, den Heimatort, der nur mit ein paar Schindeldächern aus einer Mulde herauslugte. Rauch stieg in die blaue Luft, dünn wie Schleier, fein

und gespenstisch wie elbische Wesen, die sich ins Nichts hinausschwangen.

Suppe, dachte Jonas, und es machte ihn lebendig, als ob er schon die ersten Löffel der Mittagsmahlzeit zwischen den Zähnen hätte.

Plötzlich fiel sein Blick auf einen Apfel, der ein paar Äste höher im Baum weit außen in die Sonne leuchtete. Es litt ihn nicht mehr recht auf seinem Sitz. Ein leises Gelüsten, sich zu rühren, überfiel ihn. Er machte ein paar furchtsame Anstrengungen, weiter zu rutschen.

Der Apfel lachte zu ihm herüber; er blitzte gelb auf der einen, rot auf der anderen Seite und wie poliert; es war wohl der schönste im ganzen Baum.

Die anderen arbeiteten schweigend weiter.

Nur Geni, der Spötter, rief jetzt: „Wo steckst denn eigentlich, Jonas?“

„Der ist wohl eingeschlafen.“ brummte Wisi aus dem Laubwust.

Jonas hatte die Hände um den nächsten Ast gelegt und die Füße hochgezogen. Vom Stamm gestützt, arbeitete er sich mühselig auf. Seine Hände, Arme und Knie zitterten vor Erregung. Kalter Schweiß trat ihm aus den Poren.

Auf einmal erblickte er zwischen den zwei Ästen den Boden — tief ging es hinab! Es schwindelte ihn, aber gleichzeitig hörte er wie von ferne die Stimmen seiner Brüder, die von ihm sprachen. Und drüben leuchtete noch immer der Apfel. Er wußte nicht, was er tat; ein Taumel ergriff ihn. Nun schob er ein Knie auf einen höheren, dünneren Ast. Nun zog er das zweite nach.

„Boß Donner, er will auch helfen,“ rief Geni dem Wisi zu.

„Fall dann nicht,“ mahnte die Mutter. Der Ton verriet, daß es ihr mehr am Herzen lag, wenn ein schöner Apfel einen Fallfleck als der Bub eine Beule bekam.

„Recht so, rühr dich auch einmal,“ ermunterte Serafina.

Jonas verstand alle ihre Reden nur dunkel, aber er empfand eine seltsame Wut, als erwartete man etwas von ihm, was er beinahe nicht leisten konnte. In diesem Gemisch von Wut, Angst, Wegblindheit und dunklem Trieb nach der am Astende leuchtenden, lockenden, foppennden Frucht schob und zog er sich weiter. Ein kleiner Zweig knackte. Es knackte zur Antwort in seinem feigen Herzen.

Jetzt bog sich der Ast, den er erklettert hatte, unter seiner Last und schwankte auf und nieder;

ihm wurde zum Brechen übel dabei. Er krallte die weißen Finger so fest um das Holz, daß Blut aus der Haut trat. Und noch immer schob er sich vorwärts. Schon hing sein Kopf tiefer als seine Beine.

Die anderen kümmerten sich nicht um ihn.

Zufällig blickte die Mutter zu ihm auf. „Zurück, dummer Bub,“ schrie sie ihm zu, „du —“

Sie konnte den Satz nicht beenden. Splintern und Brechen unterbrach sie.

„Donnerwetter!“ fluchte Wisi oben im Baum.

Die Serafina sprang mit ausgebreiteten Armen zur Hilfe herbei.

Aber schon schoß Jonas, Kopf voran, in einem Wust von Laub und Splitterholz an ihr vorüber zu Boden.

Serafinas frisches Gesicht verlor die Farbe. Auch die Mutter hielt einen Augenblick in der Arbeit inne, und Wisi spähte nach unten. Geni hatte des Vorfalls nicht acht.

Wisi und die Mutter warteten ab, ob der Gestürzte von selber wieder aufstehen werde.

„Herrgott,“ sagte Serafina und neigte sich über den kleinen Bruder.

Er lag in Laub und Astwerk verwickelt und halb versteckt, ein zusammengeworfenes Häuflein Menschenknochen.

Jetzt kam doch auch die Mutter herbei.

„Er wird doch nicht tot sein,“ sagte Serafina.

„So schnell stirbt man nicht,“ gab die rauhe Bäuerin zurück. Dabei griff sie zu und schaffte Zweige und Blätter zur Seite. Jetzt lag des Jonas weißes Gesicht in der Sonne. Und jetzt tat er flüchtig und groß die Augen auf, die in den wenig ausgeprägten bleichen Zügen rund und dunkel wie zwei schwere Rehtropfen schimmerten. Aber die feinen, fahlen Lider fielen gleich wieder zu.

„Hast dir weh getan?“ fragte die Mutter.

„Kannst nicht aufstehen?“ wollte die Schwester wissen.

Dann tröstete die Bäuerin: „Er wird sich schon wieder erholen,“ und schob dem Gestürzten einen Sack unter den Kopf.

Aber Jonas lag wie tot da, und die Serafina sagte mit einer Stimme, in der doch die Erregung klang: „Er gefällt mir nicht.“

Die Bäuerin setzte den Obstkorb wieder nieder, den sie schon ergriffen.

„Was ist denn?“ fragte Wisi aus dem Baum herab. Als die Frauen sich über den kleinen



Alphütte bei Braunwald. Nach einem Gemälde von Emil Burkhard, Nidterswil

Kunstabzüge zu „Am häuslichen Herd“.

Wiederabdruck von Müller, Berder & Co., Zürich.

Jonas bog, und darauf die Serafina nach Wasser zum nahen Bach lief, stieg er aus dem Astwerk nieder und gesellte sich zu ihnen. Auch Geni kam. Er war kleinlaut und hatte das Spotten verlernt.

„Du mußt ihn heim schaffen,“ sagte die Mutter zu Moïse.

Der sandte Geni zu dem Handwagen hinauf, der oben am Sträßlein stand. Er selber faßte den gestürzten Bruder an. Er hatte ebensowenig sanfte Hände, als die anderen sanfte Worte hatten.

Jonas stöhnte, riß die Augen auf und ließ sie wieder zufallen, als seien die Lider zu schwer.

Sie legten ihn auf den Karren, den Sack schoben sie ihm unter. Sie berieten kurz. Es ergab sich, daß Geni und Serafina am besten zu entbehren waren.

Moïse stieg wieder in seinen Baum.

„Leg ihn ins Bett,“ beauftragte die Mutter die Tochter. „Er ist erschrocken,“ meinte sie weiter. „Bis wir heimkommen, wird man ihn fragen können, was ihm fehlt.“

Die Geschwister zogen mit dem Karren ab.

Die Zurückgebliebenen nahmen die Arbeit wieder auf und vergaßen in kurzer Zeit den Vorfall. Es gab eben immer etwa einen Unfall bei Mensch oder Tier das Jahr hindurch. Und man ließ die Natur walten, bis alles wieder im Gleise war. Höchstens, daß man etwa zu einer wertvollen Kuh einen Vieharzt holte; der Mensch mußte schon am Tode liegen, bis man für den Hilfe nötig glaubte.

„Dumm gefallen ist er schon,“ gab Wißi aus seinem Baum herab sein Urteil ab.

Dem entgegnete die Mutter: „Das vergeht wieder. Er ist nur verstört vom Fall.“

Damit ließen sie es bewenden sein, freuten sich, daß die Apfelernte so reichlich war, und ärgerten sich ein wenig, daß ihnen nun die Arbeit allein zur Bewältigung blieb.

Der Karren mit Jonas rollte heimzu. Der blonde Geni zog ihn und die Serafina schritt nebenher. Geni war ein Staatsbub, mittelgroß, mit einem Brustkasten wie ein Vorturner, gelenk und mit Muskeln voll Saft. Er schritt mit dem Wagen dahin, als ob er nichts hinter sich habe, und seine Knabengestalt bog und streckte sich im Schreiten geschmeidig wie eine junge Buche im Wind. Auch er und seine Schwester waren von dem Vorfall nicht allzu sehr berührt. Der Umstand, daß am Baun des

Nachbargutes die Uniform des eben heimgekehrten Refruten und Haussohnes zum Trocknen hing, gab ihnen Anlaß, über diesen zu schwätzen und ließ sie den Jonas aus den Gedanken verlieren. Es begegnete ihnen auch niemand, der sich über ihre Wagenfracht gewundert hätte. So kamen sie in Kürze vor das Seeguthaus, das, aus drei Holzstockwerken gezimmert, breit und mit weit ausladendem Dach über der Straße stand. Wetter und Jahre hatten das Holz der Wände mit einer tiefbraunen Samtfarbe überzogen. Die Untermauerung mit dem Ziegenstall im Erdgeschoß sah nicht eben sauber aus, aber der helle Kalk stand im schönen Gegensatz zum dunklen Holz. Ein paar blühende Blumenstöcke prangten farbig von den Gesimsen. Die Sonne umspielte sie freundlich.

Als die Fuhre vor die Treppe kam, die zur seitlichen Haustüre führte, erwachte Jonas aus seiner Ohnmacht. Der gelbe Nelkenstock oben am Gesims, den er so besonders gern mochte, schwenkte seine schweren, hängenden Blüten in einem plötzlichen Winde wie Fähnlein hin und her. Ein dünnes Rot trat in die Wangen des Verunglückten. Er dachte an sein Bett oben in der Kammer und war froh, sich jetzt bald dort niederlegen zu können, denn sein Körper tat ihm grausam weh.

Geni ließ die Deichsel fallen. Der Wagen bekam einen Ruck, und Jonas spürte ihn schmerzhaft.

„Kannst gehen?“ fragte ihn der Bruder.

Jonas schob die dünnen Beine über den Wagenrand, aber als das eine kraftlos daran niederfiel, stieß er einen lauten Schmerzensschrei aus.

„Wir müssen ihn tragen,“ entschied Serafina.

Sie griffen an, versuchten es einzeln und zu zweit, während Jonas flennte und zuweilen ein verbissenes „Jesus, mein Gott,“ ihm entfuhr. Am Ende brachten sie es zustande, den Verunglückten auf ihre unter seinem Körper verbundenen Hände zu bekommen und ihn so vom Wagen zu heben. Mit dem einen Arm klammerte er sich an die Schulter der Schwester, mit dem anderen lag er dem Geni am Halse. So stolperten sie die Holztreppe hinauf.

Zwölf Tritte, das war viel für einen, der Schmerzen hatte. Durch den Korridor ins Haus und über die inneren Treppen hinauf

zum zweiten Stockwerk war auch ein langer Weg.

Jonas verlor dabei die Besinnung wieder.

Aber die beiden Träger bemerkten das nicht einmal, sie meinten, er sei wieder eingeschlafen.

Oben in der großen Kammer, deren zwei Fenster nach Osten gingen, legten sie ihn auf das Bett, das die beiden jungen Brüder miteinander teilten.

„Willst einen Enzian haben?“ fragte die Serafina.

Als Jonas keine Antwort gab, riet ihr Geni: „Laß ihn schlafen. Nachher wird er schon wieder reden.“

Sie verließen die Stube.

Der Serafina schlug das Gewissen. „Ich meine immer, man sollte einen Doktor berichten“, sagte sie.

„Bis man den hier hat, geht der Jonas wieder in die Schule“, erwiderte Geni. Der Arzt wohnte zwei Stunden tiefer am großen Vierländersee.

Daran ließ Serafina sich genügen, und die beiden Geschwister trotteten treppab. Sie trennten sich im Flur. Geni kehrte sorglos nach der Wiese zurück. Serafina begab sich in die Küche, wo sie Suppe zum Feuer stellte und allerlei für die Mittagsmahlzeit richtete. Anfangs hatte sie im Sinn, nachher wieder nach dem Bruder zu sehen, aber dann nahm das Kartoffelschälen Zeit in Anspruch, von der Kirche schlug es elf, sie mußte noch in den Hühnerstall hinunterlaufen und sehen, ob Eier da waren, das Feuer brannte nicht recht, kurz, sie kam in eine rechte Hetze, und vor Ärger wurde ihr der Kopf rot.

Zweites Kapitel.

Jonas Truttmann erwachte. Sein erstes Empfinden war das der Behaglichkeit, der Befriedigung darüber, daß er im Bett lag. Aber als er eine kleine Bewegung machen wollte, verging ihm die Zufriedenheit. Er spürte ein Brennen und Bohren und Lasten im Leibe, als seien ihm alle Knochen entzwei geborsten und stächen mit ihren Bruchstellen ins Fleisch. Zum erstenmal machte er sich klar, was geschehen war und was etwa die Folgen sein könnten. Gewiß hatte er bei dem Fall etwas gebrochen. Ob — ob er am Ende gar sterben mußte? Mühsam wandte er den Kopf etwas zur Seite und sah sich in der Kammer um. Vielleicht erwartete er unbewußt, daß jemand in der Nähe sei. Aber sein Blick

traf nur den leeren, nicht übermäßig reinlichen Boden mit seinen Tannenbrettern, der sich bis an die kahlen, vorhängelosen Fenster hinzog und nur gerade das Bett und drüben einen Tisch mit dem Waschgeschirr darauf und einen Stuhl trug.

Wie öde und still es war! Jonas fror, obwohl eine schwüle Hitze im Raume herrschte und er jetzt mit steigendem Unbehagen spürte, daß er noch in seinen Kleidern steckte. Die Sonne lag in den Fenstern. Sie spielte hoch von der Seite an die verwitterten Holzpfosten heran. Aber so freundlich ihr Licht war, es tat der Kammer kaum wohl; denn es zeigte nur, daß die Scheiben schon lange nicht mehr gereinigt worden waren. Sie waren halb blind, und Jonas gewahrte das jetzt, obschon er es nie vorher bemerkt hatte, und es verstärkte noch sein Gefühl des Abgeschlossen- und Einsamseins. Wie ein Kerker kam ihm die Kammer vor. Er machte einen ungeduldigen Ruck mit der Achsel und bezahlte mit einem heißen, stechenden Schmerz in der Seite dafür. Dann lauschte er. Wo waren die anderen? Kam denn niemand? Waren sie alle wieder fort? Er ganz allein in dem großmächtigen Hause?

Plötzlich war es ihm, als hörte er in der Küche ein Klirren. Aber es wiederholte sich nicht, und er sagte sich, daß er sich getäuscht habe. Er versuchte sich in Geduld zu fassen, aber es litt ihn nicht. Es zuckte ihm in jeder Faser. Dazu stiegen die Schmerzen und wechselten in seinen Gliedern Frost und Hitze. Seine Unruhe steigerte sich und verwandelte sich allmählich in Born. Warum ließen sie ihn so hilflos liegen?

Serafina hätte doch bei ihm bleiben können oder der Geni. Bah, der Geni! Der hätte ihn ja doch nur gefoppt oder wäre ihm zuleid davongelaufen, wenn er ihn zu bleiben gebeten hätte. Aber — aber eben die Serafina! Haha, die! Vorgestern hatte sie ihm mit der harten, männlich starken Hand eine Ohrfeige gegeben, weil er ihr im Streit die Zunge gewiesen! — Am Ende hätte ja auch die Mutter nach ihm sehen können oder Alois. So ließ man einen doch nicht liegen wie einen Hund! Sein Born schwoll an, während er sich alle die anderen vorstellte, die ihn vernachlässigten. An jedes von ihnen dachte er mit scharfen, weit zurückgreifenden Gedanken. Eigentlich war es immer so gewesen wie heute, daß man sich nicht um ihn ge-

kümmert hatte. Die Mutter — nun die hatte eben Arbeit wie ein Roß, und der war es immer ein Dorn im Auge gewesen, daß er sich oft krank fühlte und nicht mitwerken konnte und nicht essen mochte, was den anderen schmeckte. Er liebte die Mutter nicht. Manchmal fürchtete er sie und manchmal hätte er ihr den Tod gegönnt, so zornig war er über sie. Der Alois war auch nicht besser. Nur daß er eben seiner Wege ging, ins Feld hinaus, in den Stall, ins Wirtshaus oder zu Licht zu den Mädchen, alles mit seinen breiten, schleudernden Schritten, die nicht achteten, wohin der Schuh traf, auch wenn zufällig der Jonasbruder im Wege stand. Teufel! Teufel! Sie waren alle gleich. Und — und Herrgott, wie ihn der Rücken schmerzte!

Ein verzweifelter, zorn erfüllter Schrei drängte sich ihm auf die Lippen. Aber er unterdrückte ihn. Und lag wieder und wartete.

Er wußte nicht, daß er sein ganzes Leben lang so einsam gewesen war wie jetzt. Zuviel war an dieser Einsamkeit Gewohnheit geworden, zu sehr war ihm auch bekannt, daß die Seinen unter einander ebensowenig Federlesens machten wie mit ihm. Er sah also in ihrem Fernbleiben nicht gerade etwas Erstaunliches. Aber er gröhlte ihnen doch bitterer und bitterer, je mehr seine Schmerzen zunahmen.

Die Sonne brannte an die Holzpfeiler draußen. Sie glänzten davon und schienen so heiß, als müßten sie sich entzünden. Fliegen furrten durch die kahle Kammer und ließen sich auf Jonas' Bett nieder, quälten ihn, indem sie sich ihm auf Stirn und Nase setzten. Er biß die Zähne zusammen. Er begann mit dem Kopfe auf dem Kissen hin und her zu wackeln. Er hieb mit dem einen Arm, den er freilich nur unter Schmerzen bewegen konnte, aufs Bett. Einmal weinte er leise vor sich hin, was er nie getan hatte. Dann wieder grübelte er, was wohl mit ihm sei, ob er einen schweren Schaden habe. Die Angst engte ihm den Atem ein. Und wieder löste Zorn diese ab. Waren nicht die andern schuld an seinem Unfall? Hatten sie ihn nicht zeitlebens ausgelacht um seiner Schwäche willen, ihn auch diesmal wieder angestachelt, bis — bis er das Klettern gewagt hatte? „Teufel,“ rief er, diesmal ganz laut. Es war das Schimpfwort, das er gerade beihanden hatte.

Nach einer langen Weile hörte er die andern zum Essen heimkommen. Deutlich vernahm er des Alois lautes, breites Lachen und die

derbe, herbe Stimme der Mutter. Jetzt mußte wohl bald jemand nach ihm sehen, dachte er.

Er wartete.

Eine Viertelstunde verging. Sie war wie eine Ewigkeit.

Jonas hörte den Alois die Treppe heraufkommen und in seine am anderen Ende des Ganges liegende Kammer sich begeben.

„Wisi!“ rief er.

Aber dieser stolperte gleich wieder hinunter und hatte ihn nicht gehört.

Wieder verging Zeit, die noch länger schien als vorher.

In Jonas sammelten sich Wut und Schmerz und Angst zu einer Wucht an, die ihm die Brust zu zersprengen drohte. Da schrie er, schrie wie ein Tier in seiner letzten Not, daß es durch das ganze Haus gellte.

Unten hatten sie sich schon zu Tisch gesetzt.

„Kommt der Jonas nicht?“ hatte die Mutter gefragt, als ob nichts geschehen wäre.

Sie hätten es alle natürlich gefunden, wenn Jonas auf seinen eigenen Beinen zur Mahlzeit erschienen wäre; die Suppe ließ doch sonst keines im Stich.

„Ich will nachher nach ihm schauen; er wird eingeschlafen sein,“ sagte die Serafina und steckte schmachend den Löffel in den Mund.

Aber sie hatte ihn noch nicht wieder im Teller, als der Schrei kam.

„Der Jonas,“ sagte die Bäuerin mit gepreßter Stimme. Sie lauschte, ob der Ruf sich wiederhole. Entsetzen und Zorn stritten sich in ihr. Aber der Zorn gewann die Oberhand. So brüllte man doch nicht!

„Schreien kann er wenigstens noch,“ sagte Alois. Er war der Gutmütigste von ihnen, aber auch der Gemächlichste; es mußte schon ans letzte Stündlein gehen, wenn er aus seinem Phlegma erwachen sollte.

„Soll ich —“ fragte Serafina unentschlossen. Ihr Gesicht spiegelte wie das der Mutter mehr Verdruß als Angst wider; auch sie ließ sich nicht gern bei der Mahlzeit stören.

„Zuerst wird gegessen,“ entschied die Mutter.

Es blieb alles still. Nur das Löffeln und Schmazen der Eßer war hörbar.

Nach einer Weile erhob sich Geni. „Jetzt gehe ich zu ihm,“ sagte er.

Er stieg in die gemeinsame Kammer hinauf.

Jonas lag noch immer auf dem Rücken, als er eintrat. Wenn er geschrien und geweint hatte,

so verbiß er das Jekt. Er blinzelte seitwärts nach dem Bruder hin.

„Warum hast so gebrüllt?“ fragte Geni.

„Nicht vor Vergnügen, denke ich,“ gab der andere zurück.

Es fiel sogar Geni auf, wie leichentuchblaß sein Gesicht war und wie groß und dunkel und heiß die Augen darin standen.

„Blutetest?“ fragte Geni, schlug die Decke zurück, in die Jonas sich verkrochen hatte, und war schon bereit, aufzubegehren, wenn der Bruder das gemeinsame Lager besudelt hätte.

„Narr,“ sagte Jonas.

Sie waren wie zwei bissige kleine Rötter, die sich anbellten.

Da traten die Bäuerin und Serafina ein.

„Er hat Schmerzen,“ gab Geni Auskunft. Dabei setzte er sich aufs Bett, ein Bild der Gesundheit und Kraft, und ohne zu achten, daß er den Bruder anstieß.

„Herrgott,“ zuckte Jonas auf.

Die Bäuerin kam heran und schob Geni beiseite. Das schwarze Haar, in dem noch kein grauer Streifen war, und die scharfen schwarzen Brauen in der bleichen Stirn gaben ihr etwas Düsteres. Sie nahm den Jonas vor wie jede andere Arbeit, an die sie mit harten, ausgiebig etwas beiseite bringenden Schafferhänden ging. „So muß man halt einmal sehen,“ meinte sie.

Damit zog sie dem Buben die Kleider vom Leibe, schimpfte auch, was das für eine Art sei, daß er sich mit den Schuhen ins Bett gelegt. Auch Serafina griff an.

Jonas stöhnte und keuchte. Wieder brachte ihm der Schmerz den Schweiß auf die Stirn und das Wasser in die Augen. „Oh,“ klagte er, „oh,“ und schlug schief und schwer in die Kissen zurück, als die Mutter, die ihn aufgerichtet hatte, ihn gerade nicht mehr stützte.

Sie betastete ihn, fragte dies und jenes und entdeckte am Rücken ein paar blaue, blutunterlaufene Streifen.

Er antwortete, daß er wie gebrochen sei, daß es ihn im Leibe brenne wie Feuer.

„Melissen, hol den Melissengeist, Geni,“ befahl die Mutter. Das war das All-Haus- und Heilmittel. Den holten sie jedes Jahr, wenn sie wallfahrten gingen, aus dem Kloster Maria-hilf.

Jonas wurde eingerieben. Er hatte selber den Glauben an den Melissengeist. Er verbiß

die Dual, die ihm das Reiben verursachte. Und als die Mutter fertig war, glaubte er, daß ihm etwas besser sei. Er verspürte Hunger und war froh, als die Serafina ihm bald nachher einen Teller Suppe brachte. Aber er konnte sich dazu nicht aufrichten, sondern mußte sich von der Serafina den Teller auf einen Stuhl neben das Bett setzen lassen, und von dort aus löffelte er mühsam und unter neuen Schmerzen etwas Suppe.

„Du bist böß gefallen,“ sagte die Serafina, „du hättest gleich tot sein können.“

Er gab der Schwester den Teller zurück und drehte sich stöhnend auf den Rücken. Als er wieder eine erträgliche Lage hatte, atmete er auf und empfand wohl, daß er die drückenden Kleider los war. Bald verfiel er in Schlaf.

Die Mutter und Geni waren längst wieder fortgegangen. Auch Serafina folgte ihnen. Wenn sie vielleicht noch ein Bedenken gehabt hatte, daß es mit Jonas nicht gut stehe, so schwand das ganz, als sie den Bruder einschlafen sah. Jetzt würde er die Sache schon ausschlafen, dachte sie, brachte den Gedanken im Gespräch nachher auch bei den anderen an und löschte damit ihre letzten kleinen Besorgnislichter aus.

Alle begaben sich wieder hinaus auf die Matten. Wichtigkeiten und Alltäglichkeiten wucherten ihnen über den Vorfall des Vormittags hinweg. Selten nur fiel es einem und dem anderen ein, daß Jonas nicht bei ihnen war, sondern daheim im Bett lag. Sorge machte sich keines.

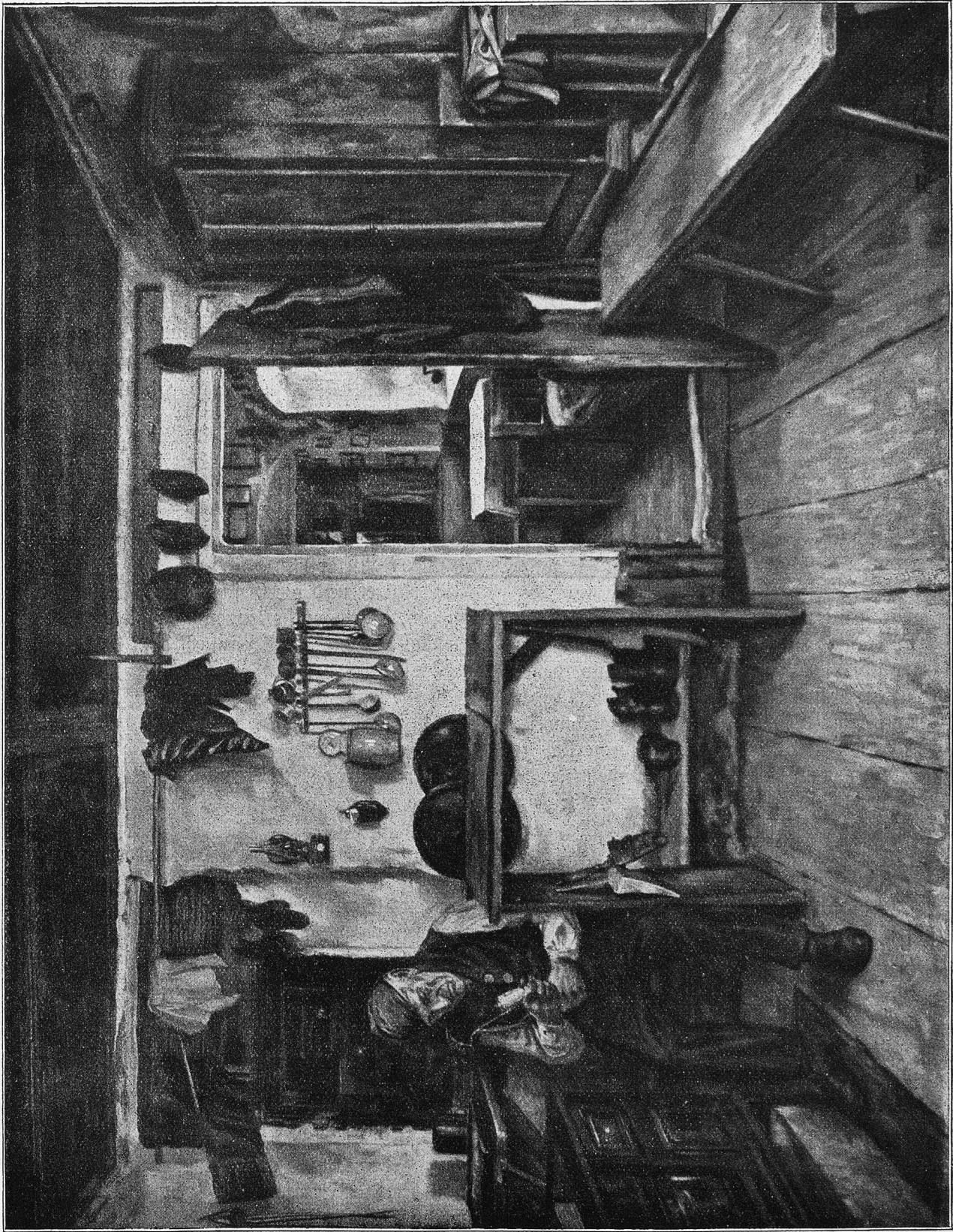
Jonas schlief, erwachte und schlief wieder ein. Erschöpfung und die heiße, dumpfe Luft der Kammer lasteten auf ihm wie ein erstickendes Tuch.

Es wurde darüber Abend, Feierabend.

Mutter und Geschwister kamen zurück. Sie wunderten sich, daß Jonas noch immer dalag, aber weil sie ihn schlafend fanden, meinten sie, daß er aus lauter Faulheit im Bett geblieben sei. Eines tat ein Fenster auf und ließ kühlere, sonnenleere Luft herein. Die Mutter weckte den Buben. „Hast bald ausgeschlafen?“ fragte sie barsch.

Es fiel ihm nicht gleich ein, daß er ihnen ihre Gleichgültigkeit hatte vorwerfen wollen. Er antwortete, es scheine ihm noch alles im alten. Die Schmerzen seien ärger als je.

Die Mutter machte eine neue Einreibung.



Mittagsschläfchen. Nach einem Gemälde von Bruno Zasker.

Er ließ es in neuem, dumpfen Glauben geschehen. Einmal, so dachte er, würde es schon wieder anders werden.

Ähnlich dachten auch die anderen oder dachten auch nicht. Er bekam wieder zu essen. Bei anbrechender Nacht kam Geni zu ihm herauf, schälte sich die Kleider von dem jungen, schlankstarken, braunen Körper und kroch neben ihn ins Bett.

Jonas war dicht an die Wand gerückt; er hatte Angst, daß der Bruder ihn anstoßen könnte. Selbst vor dem Auf und Ab des Bettes war ihm bang, so empfindlich war sein gepeinigter Rücken.

Geni fragte nicht nach seinem Befinden. Er kramte ein paar nichtsagende Neuigkeiten aus, der eine Apfelbaum in der Seewiese habe mehr als das Doppelte vom vorigen Jahr getragen, der Wisi gehe am Sonntag zur ersten Kirchweih nach Bergenried hinunter, und der Steiner-Franzi sei wieder eine Mordslänge bei der Serafina gestanden. Da Jonas ihm nicht antwortete, schlief er gleich ein, mitten in einem Gedanken: er glaubte Jonas fragen zu sollen, warum er so feuche.

Jonas drückte sich an die Wand, seine eigenen Bewegungen sorglich mäßigend, damit er Geni nicht wecke. Es war ihm unbehaglich, denken zu müssen, daß jener aufschrecken und über die Störung schimpfen könnte. Er mochte jetzt nicht streiten: es war ihm gottsjämmerlich zumute, und er fühlte sich müde, hundemüde, am liebsten wäre ihm gewesen, daß alles fertig —

Das Mondlicht spielte an der Decke, durch weiß was für eine Spiegelung dahin geworfen. Es rann und spann wie die schimmernde Oberfläche eines Teiches, der in einem vorüberstreichenden Windhauch schauert.

Jonas starrte in das Lichtweben und zählte die rinnenden Kreise, bis ihm von der silbernen Unruhe fast schwindelte und er keine Zahl mehr festhalten konnte. Die Uhr der Dorfkirche schlug. Dieses Schlagen hörte er von da an noch oft. Es kam durch die weiße Nacht, als ziehe ein Wanderer mit einer tiefen, ruhigen, feierlichen Stimme am Hause vorbei. Es war Jonas, als lerne er ein Wesen kennen, das schöner war als alles, was bisher seine Umgebung gebildet. Inmitten aller Schmerzen fühlte er etwas wie kühle, schauernde Andacht; aber vielleicht war es nur das Fieber, das in seinen Gliedern tobte. Er verfiel in einen merkwürdi-

gen Zustand, der halb Traum, halb Ohnmacht war. Er meinte, die Muttergottes, die über dem Altar in der Kirche stand, habe sich auf den Weg gemacht und komme zu ihm herein. Manchmal hörte er nur ihren tiefen, trostvollen Gesang, dann sah er sie unterm Fenster drüben. Sie trug ihr zartes, blauweißes Gewand und sah ihn aus dem stillen Duldergesicht mit großen, ernsthaften Augen an, als wollte sie ihm sagen: „Ich nehme dich auf zu mir, du Armer, Gepeinigter.“ Und dann wieder fühlte er einen reinen, kühlenden Hauch, als trete jemand ans Bett und berührte ihn eine sanfte, gütige Hand. Aber dann erwachte er wieder und wußte, daß das Singen nur die schlagende Turmuhr und die Helle am Fenster nur der Mondschein war. Dann bohrten und brannten die Schmerzen wieder wilder und rissen ihn ganz zur Wirklichkeit zurück. Nun dachte er an die Dinge und Menschen des Alltags, an die dicke Spinnweb dort in der Kammerecke, an den Bläß unten im Stall, die schwarzweiße Kuh, die seinen Schritt kannte und immer schon muhte, wenn er von weitem sich der Tür nahte. Die Mutter und die Geschwister fielen ihm auch wieder ein. Aber sie waren ihm gleichgültig, so gleichgültig wie die Spinnweb dort drüben.

Die Nacht verging.

Geni war mit dem Tag auf. Er fragte: „Stehst auch auf, endlich?“

Jonas versuchte ein Bein aus dem Bett zu strecken. Aber mit einem „Jesus“ zog er es wieder zurück; es saß ihm wie ein Messer im Rücken.

Geni war wütend, weil der andere nun nicht wie er zur Schule mußte. Auch verachtete er ihn, weil er solch ein Wehleider war. Ohne Gruß ging er davon.

Stunden vergingen, ehe wieder jemand nach dem Kranken sah. Die Mutter salbte ihn zum dritten Mal ein. Niemand zwang ihn aufzustehen. Sie ließen ihn auch nicht hungern. Sie hatten nur keine Zeit für ihn, und es dämmerte immer noch keinem auf, daß ein Arzt unumgänglich nötig wäre.

Endlich beim Nachtessen meinte Wisi: „Wenn ich morgen oder übermorgen nach Bergenried hinunterfahre, könnte ich den Doktor fragen wegen dem Jonas.“

„Gut,“ gab ihm die Mutter recht.

Ihre Gedanken verweilten noch immer nicht lange bei der Sache.

Jonas lag jetzt mit sich steigendem Fieber. Seine Wangen glühten und seine Augen hatten einen unheimlichen Glanz. Er war nicht mehr bei klarem Bewußtsein. Ein Wirbel von Empfindungen tobte in ihm, bald Angst vor etwas, was er noch nicht begriff, bald Todesfurcht, bald Zorn gegen die Seinen, bald Langeweile und Verlangen nach freier Luft. Aber alles hatte unbestimmte, verschwommene Gestalt, und die steten Schmerzen machten ihn so müde, daß er keinen scharfen Gedanken fassen konnte.

Vier Tage nach dem Sturz kam der Doktor, ein alter, verständiger Mann, dem im Leben viel Menschenelend durch die heilbegierigen Hände gegangen war. Alois hatte ihn aufgesucht, ihm den Zustand des Kranken beschrieben und geglaubt, eine Flasche voll Medizin nach Hause nehmen zu können. Aber der Arzt hatte ihn lange und halb zornig, halb mitleidig lachend angesehen. „Ihr seid wie das liebe Vieh, ihr Bauersleute,“ sagte er grob. „Ist denn keinem von euch Hornochsen eingefallen, daß der Bub beim Fallen etwas gebrochen haben könnte und daß das mit Salben und Tränken nicht zu heilen ist?“

Alois riß die Augen groß. Dann regte sich sein Selbstgefühl. Von dem da ließ er sich dann noch nicht abkanzeln! „Wir haben anderes zu denken, als ob unsere Knochen alle heil sind,“ verteidigte er sich. „Das ist gut für Stadt- und Herrenleute, sich um die liebe Gesundheit zu kümmern. Wir haben dazu nicht Zeit.“

Der Arzt machte sich fertig und stieg mit dem jungen Bauern nach dem Seeguthaus.

Als er oben in der Kammer im Beisein der ganzen Familie — denn die Neugier trieb alle her — den Jonas untersuchte, schüttelte er einmal über das andere den Kopf. „Du mußt wahnsinnige Schmerzen haben,“ sprach er zu dem Knaben.

Jonas bestätigte das durch ein ernsthaftes Kopfnicken.

„Man sollte nicht meinen,“ murmelte der Doktor vor sich hin, „daß in einem solchen Elendgestell von einem Menschen ein solcher Eisenwille steckt.“

„Was meint Ihr?“ fragte die Bäuerin.

„Daß es ein Wunder ist, wenn der da euch nicht die Ohren vollgebrüllt hat vor Qual,“ fuhr der Bolterer sie an.

„Wirklich?“ fragte die Mutter. In einem

verwachsenen Winkel ihres Herzens regte sich ein Gefühlchen wie von Angst oder Mitleid. Aber sie erstickte es sogleich in Zorn: „Er hätte es ja sagen können, wie es um ihn steht. Wir können unsere Zeit nicht mit Verweisen veräußen,“ beehrte sie auf.

„Wenn er gewußt hätte, wie es um ihn steht, würde er wohl nicht geschwiegen haben,“ antwortete finster der Arzt.

Nun streckten die drei anderen doch die Hälse.

„Der Bub muß in ein Spital,“ erklärte jener weiter. „Und das sogleich.“

Nach kurzem Besinnen meinte er, der Besitzer des großen Gasthauses drüben an der See- fluh habe einen Kraftwagen. Der müsse beschafft und der Verunglückte noch heute nach dem Kantonshauptort gebracht werden. Eine Operation werde nötig sein. Und dann werde man ja sehen.

„Auto?“ sagte der Wisi und sah die Mutter an.

„Der Wirt wird es nicht geben,“ gab sie bedencklich zurück.

„Dafür Sorge ich,“ schnauzte der Arzt.

Der Bäuerin ging ein Gedanke an große Kosten durch den Kopf, aber sie wagte nicht zu widersprechen.

Der Arzt traf noch ein paar Anordnungen, wie der Jonas für die Fahrt zu rüsten sei. „Es ist keine Kleinigkeit bei dem Fieber,“ sagte er, und in ausbrechendem Groll schalt er: „Man sollte euch einstecken, ihr Denksfaulzer, ihr alle miteinander. Den Prozeß sollte man euch machen, wenn ihr nicht so dumm wäret.“

„Se nun,“ verteidigte sich die Mutter, und zu Alois gewendet, während Serafina und Geni verdutzt beiseite standen, murmelte sie: „Dazu ist man nicht da, sich im eigenen Hause Grobheiten machen zu lassen.“

Der Doktor beachtete diese Worte nicht. Er legte Jonas, dem die Besinnung fehlte, noch einmal die Hand auf die glühende Stirne. Dann begab er sich aus der Stube. Auf der Schwelle winkte er der Bäuerin und Alois, mitzukommen. Und unten vor der Wohnstube blieb er stehen, zog die breitschultrige Gestalt in die Höhe und sagte: „Ihr müßt euch darauf gefaßt machen, daß man euch einen armen Krüppel ins Haus zurückbringt, wenn er überhaupt wiederkommt, der Bub.“

Über die Gesichter von Mutter und Sohn lief

ein Erblichen. Sie wurden kleinlaut. Vor dem Tod hatten sie doch Respekt.

Als bald darauf der Arzt mit dem Kraftwagen kam und Jonas eingeladen werden mußte, halfen alle vier Familienglieder geschäftig mit.

„Wollt Ihr mitfahren?“ fragte der Doktor die Bäuerin.

Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte, und wechselte mit ihren Kindern unentschlossene Blicke.

„Wir haben viel Arbeit,“ erklärte Moïse.

Der Arzt setzte sich neben den Kranken, der in Decken ganz versteckt schon im Wagen lag.

„Ade, Jonas,“ sagte die Mutter.

„Ade, Jonas,“ grüßten auch die Geschwister und drängten sich an den Wagen.

Die großen, heißen Augen des Daliegenden schauten ins Leere. Er wußte nichts und antwortete nichts.

Der Wagen fuhr ab.

„Verdammte Geschichte,“ schimpfte Wisi, ehe er sich mit seinen schweren, patschenden Schritten in den Stall hinüber begab.

Die Bäuerin wischte etwas Feuchtes aus dem Auge. „Nichts als Unglück,“ sagte sie; aber sie hatte mehr Mitleid mit sich selber als mit dem Jonas.

Der Menschenfreund.

Treue Arbeit hilft und rettet,
Willig eilst du zu der Pflicht;
Wo die Not den Armen kettet,
Ein Versagen kennst du nicht.

Wie der Greisin, so dem Kinde
Mit der milden Hand bereit,
Dem Bedürf't'gen vom Gefinde
Sanft verscheuchst du das Leid.

Die Gemeinschaft ist's der Guten,
Die dich achtet, die dich liebt,
Seelenfreund, den hochgemuten,
Der aus Herzensschätzen gibt.

Otto Volkart.

Der Todeskampf der Semillante.

Von Alphonse Daudet.

Da uns der Nordwestwind der vergangenen Nacht einmal nach der korsischen Küste geführt hat, so laßt mich euch eine schreckliche Seegeschichte erzählen, von welcher die Fischer da unten sich abends oft unterhalten und über welche der Zufall mir merkwürdige Einzelheiten zugeführt hat.

... Es ist zwei oder drei Jahre her.

Ich besuhr das Meer von Sardinien in Gesellschaft von sieben oder acht Zollmatrosen. Es war eine böse Reise für einen Neuling! Im ganzen Monat März nicht einen einzigen guten Tag. Der Ostwind hatte es auf uns abgesehen, und das Meer blieb beständig in Aufruhr.

Eines Abends, als wir vor dem Sturme flohen, suchten wir mit unserem Boote Zuflucht in der Meerenge von Bonifacio mitten in einer Menge kleiner Inseln ... Ihr Anblick bot durchaus nichts Anziehendes: große kahle, von Bürgeln bedeckte Felsen, einige Büsche Wermut, Gruppen von Mastixbäumen und hier und da in dem Schlamm Stücke faulenden Holzes. Aber, meiner Treu, zum Übernachten waren diese düstern Felsen noch immer besser, als die

alte, nur halbverdeckte Barke, in welche die Welten schlugen, als wenn sie da zu Hause wären. Wir begnügten uns also mit ihnen.

Raum am Lande, rief mich der Patron, während die Matrosen Feuer anzündeten, um das Essen zu bereiten. Er zeigte auf ein kleines, von einer weißen Mauer eingeschlossenes Gehege, das am Ende der Insel aus dem Nebel hervorsah, und fragte:

„Kommen Sie mit auf den Friedhof?“

„Auf den Friedhof, Patron Bionetti? Wo sind wir denn?“

„Auf den Lavezzi-Inseln, mein Herr. Hier sind die sechshundert Männer von der Semillante begraben, an derselben Stelle, wo ihre Fregatte vor zehn Jahren unterging ... Arme Leute! Sie bekommen nur wenig Besuch; und da wir einmal hier sind, so müssen wir ihnen doch wenigstens guten Tag sagen.“

„Von Herzen gern, Patron.“

*

Wie traurig war er, der Friedhof der Semillante! ... Noch sehe ich ihn mit seiner kleinen, niedrigen Mauer, seiner verrosteten, schwer zu